

Der Traumfänger

Peter Pfrunder

Dies ist ein seltsames Land in einem gar unheimlichen Kontinent. Dicke schwarze Ränder begrenzen das Bild, in dem man zuerst den zweigeteilten Fensterrahmen wahrnimmt, dann die verschwommene Landschaft im Hintergrund. Diffuses Licht und nebliges Grau liegen über der Erde. In der Ferne zwei kleine Gestalten, die ihre Lasten in afrikanischer Manier auf dem Kopf tragen. Kommen sie? Gehen sie? Der Blick durchs Fenster bleibt an Rätseln hängen. Und am feinen Gitter, das einmal dazu diente, Insekten und anderes Ungeziefer fernzuhalten. Jetzt zerbröckelt es – geblieben sind die Fetzen einer löchrigen, schmutzigen, zerfressenen Haut, die Innen und Aussen notdürftig trennt. Wo das Gitter fehlt, streckt ein dürres Gewächs seine langen, krummen Finger in die Höhe. Vom linken Rand her starrt schemenhaft ein Vogel in diese fremde Welt. Seine Umrisse lösen sich aus dem Schattenreich: Kopf, Schnabel, Flügel tauchen aus der Finsternis auf. Der schwarze Bote hat zum Flug angesetzt. Nein, hier ist kein Bleiben. Zu viele Gespenster, die man verscheuchen möchte. Geborgenheit ist anderswo.

Hugo Jaeggis 1984 entstandene Fotografie, eine seiner Traumsequenzen (S. 17), gehört zu jenen Inszenierungen, bei denen der Fotograf mehr als nur den richtigen Standpunkt gesucht hat. Raffiniert hat er im Studio ein bühnenbildartiges Arrangement geschaffen, um seinen Gefühlen, seiner Stimmung, seiner Erinnerung Ausdruck zu verleihen. Entstanden ist ein Bild, das den Betrachter gefangen nimmt, sich ins Gedächtnis einbrennt und nachwirkt, auch wenn man es nicht mehr unmittelbar vor Augen hat. So sind viele seiner Bilder: Szenen und Momente, die weit über die Wirklichkeit hinausweisen, Erlebnisse aus einer zweideutigen, zwielichtigen Traumwelt, die tief in seinem Innern verborgen liegt. Was Jaeggi vorführt, ist keine fröhliche Welt. Aber eine, die jeder Mensch aus seinen eigenen Träumen kennt. Ängste und Visionen, Albträume und Lichtblicke, Abstürze und Sehnsüchte – übersetzt in eine fotografische Sprache, die an Intensität kaum zu übertreffen ist. Dabei ist ihr ästhetischer Reiz nicht zu übersehen. Hugo Jaeggis Bilder sind alles andere als Schnappschüsse. Es sind sorgfältig gestaltete, mit Bedacht komponierte Werke, bei denen der subtile Umgang mit Licht und Dunkelheit, mit Reflexionen und Brechungen eine wichtige Rolle spielt. Und wenn der Fotograf damit besondere Effekte erzielt, so nicht einfach, um sein technisches Können zu beweisen. Nein, die sehr bewusste Helldunkel-Modellierung, das Arbeiten mit starken Kontrasten oder transparenten Erscheinungen hat bei Hugo Jaeggi einen durchaus emotionalen Hintergrund, erzeugt eine Vielfalt von Stimmun-

gen und Atmosphären, die das Gesehene bedeutungsvoll verdichten. So treffen auch scheinbar unspektakuläre Bilder beim Betrachter auf starkes Echo.

Der gestalterischen Konsequenz, der persönlichen «Handschrift» steht eine komplexe, aber umso faszinierendere inhaltliche Geschlossenheit gegenüber. Ob es um Einzelbilder geht oder um grössere Projekte, um Bilder, die mit oder ohne Auftrag entstanden sind: Jaeggis Arbeiten kreisen immer wieder um ähnliche, grundlegende und prägende Erfahrungen, scheinen etwas bannen zu wollen, das den Fotografen verfolgt. Fotografieren als Notwehr, als eine Form des Widerstands, wenn das Gewicht der Welt zu schwer, wenn die Verzweiflung zu bedrückend wird. So überrascht es auch nicht, dass einige bild- und sinnhafte Konstellationen mehrfach wiederkehren. In immer neuen Variationen erinnern diese Fotografien daran, dass die Eisschicht, auf der wir unsere alltägliche Wirklichkeit aufbauen, sehr dünn und sehr zerbrechlich ist. Jaeggis Räume zum Beispiel: Oft sind sie ineinander verschachtelt oder geben den Blick frei auf andere Räume. Hinter der ersten Welt taucht eine zweite auf, hinter der zweiten lauert eine dritte. Illusionen und Täuschungen. Spiegel, in denen man leicht die Orientierung verliert. Es ist kein Zufall, dass in diesen kafkaesken Situationen das Bild im Bild eine wichtige Rolle spielt – sei es ein Fensterdurchblick, sei es eine Reflexion im Glas. Auch so entstehen Räume in Räumen, verflüchtigt sich die Sicherheit, die uns vier Wände geben könnten. Hugo Jaeggis Welt ist eine Welt voller Falltüren. Ja, selbst eine Wasserlache oder eine spiegelglatte Tischoberfläche werden zu irritierenden Phänomenen, zu unheimlichen Verquickungen von Vorder- und Hintergründigem, von An- und Abwesenheit, von Nähe und Ferne.

Wenn Hugo Jaeggi in die hohen Schaufenster eines Modegeschäfts blickt, erkennt er nicht bloss die Kleiderauslage im Innern, sondern eine verstörende Überlagerung verschiedener Wirklichkeiten: Stoffe, die im Himmel hängen, oder Puppen und Modelle, die das Leben auf der Strasse überwachen. Seine Spiegel wiederum eignen sich kaum als Hilfsmittel, um die Welt oder sich selbst besser zu verstehen. Eher sind sie Ausdruck des Gefangenseins und des trügerischen Scheins. Am Hutstand des Marktes von Solothurn hält die brav gekleidete Verkäuferin ihrer Kundin einen Spiegel vor, damit diese die aufgesetzte Kopfbedeckung begutachten kann. Doch im Bild des Fotografen wird der Spiegel zum teuflischen Mahnmal. Statt eines schönen Gesichts ist darin nur eine verschattete Fratze zu erkennen – ein memento mori, zerkratzt und zersetzt, aufgelöst in ein unansehnliches Fleckenmuster. Welch ein Kontrast zu der scheinbar harmlosen Marktszene!

Aber nicht nur die Innenräume mit ihren blinden oder blendenden, echten oder vermeintlichen Fenstern, sondern auch die Aussenräume haben meist etwas Bedrohliches an sich. Es sind Landschaften, in denen man sich exponiert und beobachtet fühlt, oder es sind Szenerien, die von rätselhaften Mustern gezeichnet sind. Ein Schneestreifen, der wie ein Wegweiser in die Ferne weist und im dunklen Nirgendwo endet; eine Strassenschlucht, in der man hilflos auf ein unbekanntes Schicksal zusteuert; von oben gesehene Parkplätze, deren geometrische Zeichen das Leben auf magische Weise verhexen; triste Wohnblocks, aus denen es kein Entrinnen gibt. Minenfelder. Dabei braucht der Fotograf weder Montagen noch Manipulationen im Labor, um apokalyptische Visionen dieser Art zu produzieren – es ist allein sein Blickwinkel, der verschiedene Bildebenen aufeinanderprallen lässt und auf diese Weise unsere Sehgewohnheiten herausfordert. So wird etwa die verwitternde Oberfläche einer Pipeline im Vordergrund zum aufsehenerregenden Thema, zum bildbestimmenden Motiv, das die Satellitenstadt im Hintergrund in einen unheilvollen Strudel zieht, als würde sie auf einem unendlich scheinenden Förderband in die Tiefe gerissen. Klar, dass es dabei nicht nur um die reale Stadt Petrzalka in der Slowakei geht, sondern auch um eine Metapher für den Zustand unserer Welt, um einen Ausdruck innerer Empfindungen. Dies gilt auch für jene selteneren Traumlandschaften, in denen so etwas wie Sehnsucht aufscheint: Liegt es am geheimnisvoll-übernatürlichen Licht, dass sie so unerreichbar scheinen?

Zuweilen tauchen in Jaeggis Landschaften auch Menschen auf. Merkwürdig fremde Wesen, unbehaust und unterwegs. Sie eilen fort, suchen das Weite, fliehen vor sich selbst. Ein Junge rennt auf der markierten Zickzacklinie über den Asphalt, kopflos, den Alten im Nacken, der seinen Lebensweg verfolgt. Auch Frauen kommen vor. Schöne, anziehende, aufreizende, verwirrende, abweisende Frauen. Mütter, die man anfassen, berühren, umarmen möchte; sie entziehen sich, sobald man die Hand nach ihnen ausstreckt. Oder unwiderstehliche Mädchen – wirkliche oder nur eingebildete Wesen? Selten sind dagegen die Bilder, in denen ein Klima der Offenheit und Behaglichkeit herrscht. Wo sich der Fotograf näher auf sein Gegenüber einlässt, wird die Wahrnehmung durch Scheiben, Gitter, Jalousien oder Vorhänge getrübt und gestört. Letztlich bleibt jeder allein, geht unerkannt seinen Weg. So gesehen ist Jaeggis Hang zur Darstellung von Randfiguren nicht überraschend. Behinderte, Blinde, körperlich Versehrte und Schlafende leben in ihrer eigenen Wirklichkeit, sind isoliert und abgeschottet. Wenn der Fotograf sie porträtiert, so führt er eindringlich vor Augen, wie einsam wir durchs Leben gehen. Schonungslos liefert sich Hugo Jaeggi dieser Erfahrung aus. Hält immer und immer wieder

fest, was schmerzhaft und schier unerträglich ist. Und doch gelingt es ihm, sein fast wissenschaftliches fotografisches Interesse an den äusseren Erscheinungen auch mit Sympathie und Anteilnahme, ja mit Herzlichkeit zu verbinden. Ist es das tiefe Verständnis für die Situation der Aussenseiter, das diese in Würde und Anmut erstrahlen lässt? Allerdings gibt es Grenzen. Nicht alles kann man verstehen und verarbeiten. Es gibt bei Hugo Jaeggi auch Fotografien, die von einem bleibenden Schrecken erfüllt sind. Dazu gehören auf jeden Fall die durch und durch erschütternden Bilder des sterbenden Vaters. In seltsamen Träumen suchen sie den Fotografen heim, verwandeln sich und bleiben doch stets gleich.

Doch Hugo Jaeggi ist auch ein virtuoser Erzähler. Vor allem die Begegnung mit Menschen inspiriert ihn dazu, Lebensgeschichten und Schicksale aufzuzeichnen, Entwicklungen zu begleiten, Veränderungen zu beobachten und über diese Veränderungen nachzudenken. Sein Interesse gilt jenen Menschen, die irgendwie anders sind. Und es gilt ganz besonders der körperlichen Existenz dieser Menschen, der physischen Gestalt, in der sie sich durchs Leben bewegen. In zahlreichen Arbeiten beschäftigt sich Hugo Jaeggi mit Körpern, die zugleich anziehen und abstossen. Mit Gliedern, die sehr fremd und doch sehr vertraut sind. Oder mit Gesichtern, die allmählich ihre Contenance und damit auch ihre Identität verlieren: Jemand, den wir zu kennen glauben, wird plötzlich ein anderer. Entstellung, Verdrehung, Zerfall. Leben heisst Veränderung – auch Veränderung des Körpers. Aber wann ist eine solche Veränderung schön, wann wird sie hässlich? Zum Beispiel Trudi R.: sie will nicht akzeptieren, dass ihr Körper im Alter zerfällt. Sie tut alles, um zu gefallen und bewundert zu werden. Sie kleidet sich schön und knapp, gibt sich elegant und aufreizend, um andere anzuziehen. Trudi R. bietet sich an, dem Fotografen während Jahren Modell zu stehen, ihn in ihre intimsten Geheimnisse einzuweihen – so kann sie ihn zum Komplizen ihres beharrlichen Kampfes gegen die Zeit machen. Die Fotografie ist nicht nur das Medium der schönen Oberfläche, sondern auch ein Mittel gegen den Tod. Hugo Jaeggi seinerseits lässt sich auf Trudis Spiel ein, weil er auf diese Weise ihre Geschichte erzählen kann. Eine berührende Geschichte, die in ihrer Ambivalenz zu faszinieren vermag. Eine Geschichte voller Sinnlichkeit und Träurigkeit, voller Lebenslust und Einsamkeit, voller Posen, aber auch voller Ehrlichkeit. Und Jaeggi erzählt sie in Form einer umfangreichen Serie von Porträts – so feinfühlig und verständnisvoll, dass in keinem Moment das Gefühl von Voyeurismus oder Blossstellung aufkommt. Auch wenn die persönliche Tragödie von Trudi R. befremden mag: Es fällt leicht, ihre Bilder als intensiv gestalteten Ausdruck eines menschlich-allzumenschlichen Dramas zu lesen.

Am Ende kann man für die Sonderbarkeiten der Protagonistin, für ihre Macken und Eitelkeiten durchaus Sympathie empfinden.

Hugo Jaeggi, der Geschichtenerzähler: Darf man ihn auch als Vertreter einer engagierten dokumentarischen Fotografie bezeichnen? Das Etikett scheint mir unpassend. Gewiss umfasst sein Werk auch etliche Reportagen, die sehr wichtige, präzise und dichte Informationen über Menschen und Länder, Alltag und Arbeit, Krisen und Katastrophen liefern. Über die Lepra in Indien zum Beispiel. Über Arbeiterinnen und Arbeiter in der Tela-Fabrik. Über den schwerbehinderten Christoph Egli. Oder über die verheerenden Folgen der Atomkraftwerkexplosion von Tschernobyl. Aber gerade die Fotografien aus der Republik Belarus zeigen deutlich, dass es Hugo Jaeggi nicht nur um journalistische Berichterstattung und Aufklärung geht. Diese mögen zwar das deklarierte Ziel eines Auftrags sein: Hugo Jaeggi versteht sich sehr wohl darauf, mit Fotografien und Reportagen dokumentarische oder journalistische Ansprüche zu erfüllen. Aber wer einmal die Bilderberge durchkämmt, die sich im Laufe von Jahrzehnten in seinem Atelier aufgeschichtet haben, merkt bald, dass sich die eindringlicheren Reportagen – selbst wenn sie auf Bestellung hin entstanden sind – nahtlos in eine Bilderwelt einfügen, die weder stilistisch noch inhaltlich dem Dokumentieren der Wirklichkeit verpflichtet ist. Hat Hugo Jaeggi nicht schon in den Anfängen seiner Fotografienlaufbahn, in den fünfziger Jahren, Bilder gemacht, die mehr dem Reich der Träume und des Unbewussten entstammen, als dass sie die sicht- und greifbare Wirklichkeit wiedergeben? (siehe Seite 40–68) Und gewähren die Aufnahmen aus Belarus im Kontext der anderen Werke von Hugo Jaeggi nicht zuallererst einen Blick in die tiefsten Abgründe der Menschheit? Geben sie uns, neben der engagierten Berichterstattung, nicht auch eine Ahnung von jenen finsternen Zonen unserer Seele, die wir zu Sperrbezirken erklären, weil wir uns sonst zu sehr vor uns selbst fürchten müssten?

Mit einer solchen Sicht auf die Welt hat Hugo Jaeggi eine markante, eindringliche und unverwechselbare Spur durch die Schweizer Fotolandschaft gezogen. Seine Bilder prägen sich ein. Unabhängig von Moden und Trends, unabhängig von den Erwartungen, die von Redaktionen und Auftraggebern an ihn herangetragen wurden. Gewiss, da und dort könnte man eine Nähe zu anderen zeitgenössischen fotografischen Ausdrucksweisen ausmachen, etwa zur «subjektiven fotografie» oder zur gestalterisch anspruchsvollen Reportagefotografie. Und natürlich erkennt man Entwicklungen, die von der klassischen, quadratischen Rolleiflex-Fotografie der fünfziger Jahre über den experimen-

tellen Umgang mit Licht und Schatten bis hin zu den ausgeklügelten Verfremdungstechniken in den achtziger Jahren führen. Die Porträts des Psychologen Peter Graw zum Beispiel, bei denen Hugo Jaeggi sein Gegenüber durch eine zerkratzte Plexiglasscheibe hindurch betrachtet, zeugen von seinem herausragenden gestalterischen Potential. Aber solche Erklärungen taugen wenig, um Jaeggis Werk zu verstehen. Wichtiger scheinen mir die innere Logik und Kohärenz. Sie kommen wohl daher, dass der Fotograf beim Bildermachen tief, sehr tief in sich hineinhorcht. Wenn Hugo Jaeggi mit seiner Kamera scheu und empfindsam die Aussenwelt beobachtet, so sucht er nach inneren Wahrheiten: ein Traumfänger, der sich in die Wirklichkeit verirrt hat.